

# Dribeer [Fortsetzung]

Autor(en): **Merz, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572718>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

für ihre Berruchtheit — so wie sie schaue eine aus, die das vierte Gebot nicht geachtet. Und als sie ruhiger geworden, sei sie den Muckern verfallen gewesen und erkenne seither in jeder Schickung Gottes Strafgericht.

Der Arzt war aufgestanden, hatte die Wandervelde gewiesen, die Stirne des Mädchens zu fühlen, und war dann mit Möllenhof auf die vereinsamte Straße getreten. „Das Geschlecht muß das Kind überstürmt haben!“ sann er. „Bei aller Frische und Jugend ist es doch ein feines, zartes Geschöpf! Die lebendig gewordene Welt des Dichters hat es in diesen gefährlichen Jahren mit Ekstasen durchrüttelt, die alle Dämme zu dem neuen

vollen Leben des Geschlechtes gelockert haben müssen. Und als das Kind den Fall tat, da sind, fürchte ich, diese Dämme durchbrochen worden, und es hat vorweg gelebt. . .“

Vorweg gelebt! Möllenhof dröhnten diese Worte ins Herz, als er sich entgürtete, das schwarze Gewand des unglückseligen Prinzen ablegte und die Schminke aus dem Gesicht rieb. Und seine Seele weinte in die Nacht um die Botschaft des Mädchens:

Der Harfenjubil  
Der Seraphimen tönt uns Hochzeit, Herr.  
Geduldet Euch; es fällt der Tau. Lebt wohl!

(Fortsetzung folgt).

## ✠ Dribeer ✠

Von Karl Merz, Chur.

(Fortsetzung).

Die Sonne leuchtete schon hoch über dem Walde, der See glänzte und spiegelte die frischen, grünen Buchen, unter denen ein helles Flimmern in die Schatten drang. Da kamen daraus hervor würdig und gemessen die Bürger mit ihren Frauen. Voran die Herren vom Rat in schwarzen Kleidern und Hüten, darauf das Stadtschreiberlein, ein kleines, dünnes Männchen, das mit seinen Beinchen rasch zappelte neben der schönen großen Frau, und dann folgte der lange Zug auf dem engen Waldweg. Gleich begannen die Spielleute mit Geigen und Flöten sie willkommen zu heißen. Sie setzten sich alle zu den Tischen, um froh und bieder an den Tafelfreunden mitzuhalten. Kaum hatten sie begonnen, erschien drüben auf der Wiese ein Fremdling; bunt gekleidet stand er in dem hellen Sonnenlichte. Um den Hals leuchtete ihm eine goldene Kette, und wie er behend den Hügel herab zum See schritt, blickte an seiner Seite der Degen. Er hielt hart am Ufer, schaute dem Feste ein wenig zu, setzte die Hände an und rief laut „Uli, hol über!“ Der erkannte gleich die Stimme. „Das Jöstlein ist's!“ sprach er zu den Burgern, die langsam tranken, über den dunkeln Wein hinübersehen und fast unmerklich nickten, während die Frauen die Köpfe streckten und sich der Ueberraschungen schon freuten, die da kommen möchten. In Uli ward manche Erinnerung geweckt; er gedachte, wie das Bürschchen ihm einst manchen Streich spielte, sich wieder einschmeichelte, seine Güte mißbrauchte und neckend und höhrend fortlief, ihm Geräte verdarb und den Fischen nachstellte, und doch holte er das Herrlein jetzt ganz gerne zum Feste und fuhr ab. Und alle schauten zu, wie er den unerwarteten Gast herbrachte, der leicht aus dem Rahne sprang, wohlgemessenen Schrittes auf den Rat zuschritt und vor dem Bürgermeister mit großer Ehrerbietung sich neigte und sicher und mit Anstand sprach: „Löblicher Meister und Rat! Von weiter Reise kehre ich zur Heimat zurück. Wenn ich Euch willkommen bin, nennt mich wie mein hoher fürstlicher Herr, dem ich sein Junker Jost bin für Dienst und Treue nach guter Sitte!“ Bürgermeister war jetzt der dicke Bürger, der einst im Mohnen Vormund gewesen. Er schaute sein Mündel sich an, dachte, es sei jetzt ein vornehmer Gefelle geworden, blieb aber sitzen und gab seine Antwort: „Was Ihr verdient und geworden, soll niemand

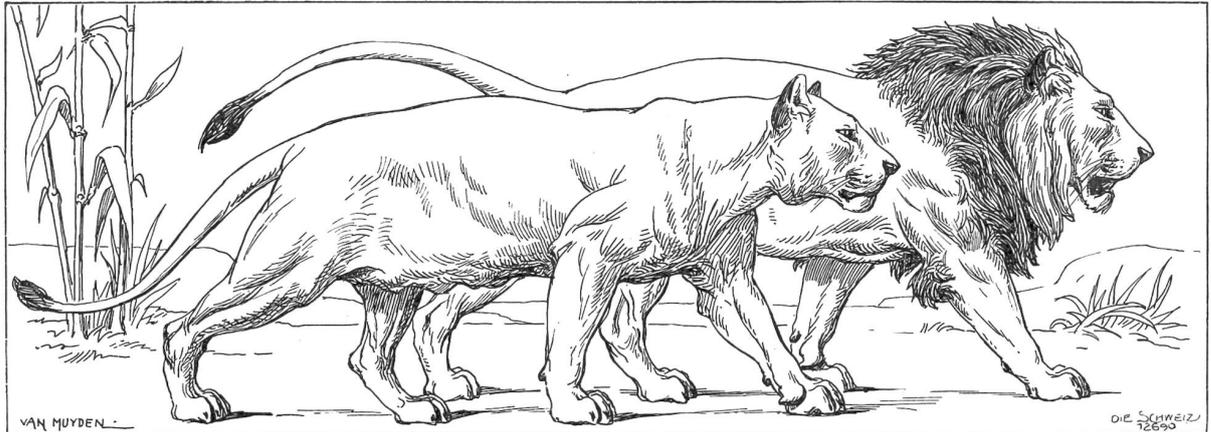
in Dribeer Euch streitig machen! Seid wohl aufgehoben bei uns, Junker, macht gleich mit und setzt Euch zu den wohllehrsamen Burgern!“ In des Junkers Zügen erkannte mancher das weiche, geprenkelte Gesicht des Jöstleins wieder; doch war ein roter Schnurrbart unter der Stumpfnase gewachsen und über den Augen zog sich eine Falte wie Mißtrauen. Sein Kleid war ungewohnt, modisch, die Beine knapp, rot, das Wams leuchtend grün mit allerlei Zierat und einem silbern gestickten Brustlag, über den prüfend die Frauen hinschauten.

Es traf den Junker, neben des dürren Stadtschreibers Frau zu sitzen. Die hatte er einst als stolze Jungfrau gekannt, die gemeinlich über die Leute wegzusehen sich den Anschein gab, als folgte sie der Weisung ihrer wohlgeratenen Nase, die den Neuglein Vorsicht gebot, sich nur wenig spähend zu öffnen. Doch, wie er jetzt sich artig neigte, erhielt er einen freundlichen Blick aus den braunen Augen, die den in der Fremde gediehenen Ehren jetzt ihr Aufmerken gerne schenkten. Er würdigte Speise und Trank, versicherte, selbst an keiner Fürstentafel Besseres erhalten zu haben, und erzählte von seinen Reisen, auf denen er manche schöne Stadt gesehen habe, wohlbefestigt durch Mauern und Türme und mit schönen Häusern und stolzen Kirchen. Der Baumeister im Räte, der zu Ruß und Zier

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

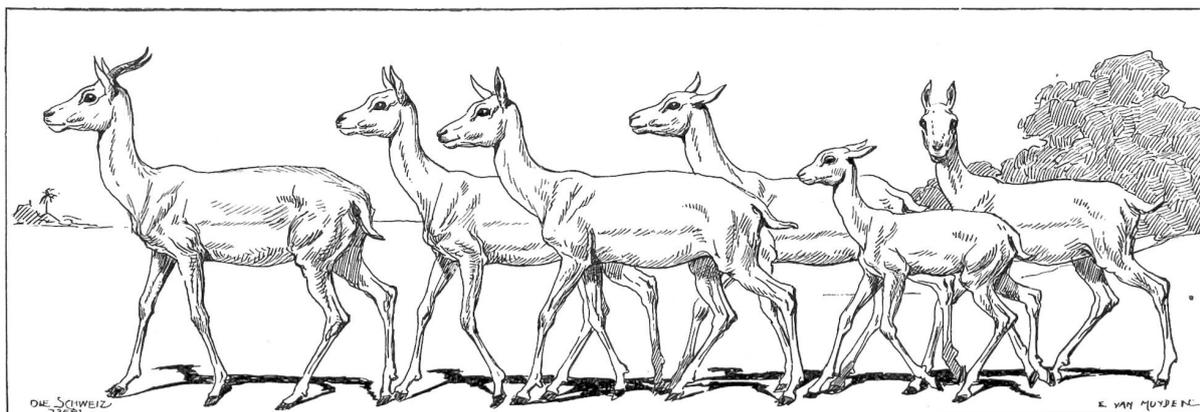


E. van Nijden



der Heimatstadt schon lange mancherlei Riß und Bild entworfen hatte, ward durch diese Rede zu neuen Plänen erweckt. Er versicherte gleich auf Ausföhrung zu dringen, um andern Städtcn nicht nachzustehen, und verlangte, daß keine Opfer gescheut werden, obgleich der Sedelmeister eine bedenckliche Miene aufzog. Die andern Ratsherren ließen ihm getrost freie Rede und wollten sich die Festfreude nicht stören, wußten sie doch, daß der Baumeister nie eilig tat. Er pflegte gerne auf anererbtem Ansehen in Behagen der Zukunft entgegenzusehen, in der seine Bauwerke schwebten, zu seiner Freude und zu niemandens Lasten. Auch die ehrsame Handwerkskunst der Fremde hatte der Junker zu rühmen, die nützliches Geräte und vortreffliche Waffe und Wehr schaffe. Er zeigte seines Degens Klinge und Griff und wies auch einen prächtigen, farbig gezierten Beutel aus seinem Leder, den er der Frau Stadtschreiberin verehrte, mit Verlaub ihres gar achtsamen Männleins, das eifrig zuhörte und sich immer genau umsaß. Dann erzählte er noch den Frauen von schönem Gewand, von Teppichen mit Blumen und Bildern, auch von Schmuck mit kostbarem Edelgestein, der schönen Weiber Günst zu gewinnen dienlich sein könne. Da lachte die Stadtschreiberin und meinte, daß aber auch schon hochsahrende Kriegsföhrrer umsonst geworben hätten und zuletzt froh seien, in der Heimat wieder aufgehoben zu werden. Der Junker war nicht verlegen und gab an, nach Dribeer zurückgekommen zu sein, um nach seinem väterlichen Erbe zu sehen. Er wolle bald wieder fortziehen, da eine Braut seiner warte am fürstlichen Hofe. Doch ein düsterer Zug strich sachte über seine Augen, als sei seine Freude nicht ungetrübt. Er erhob sich, überblickte die tafelnden Bürger und tat einen Trinkspruch zu Ehren der Stadt. Er sah sich noch rings um nach See und Wald, sah, wie die Feuer glommen an den Herdstätten unter den Bäumen, wie Uli am Weinsäß die Kannen zu füllen sich beeilte, und als er schon sich niedersezte, bemerkte er noch drüben versteckt im Gebüsch den Henker, und er mußte an den Mann sich erinnern, den er als Bublein immer gefürchtet hatte, da er hoch und hager einherschritt und ein starres Gesicht zeigte, über das kein Gefühl weder Licht noch Schatten zu werfen vermochte. Junker Jost ließ sich eine Laute bringen, fing an sie munter zu schlagen und sang ein welsches Lied dazu, bald truzig, bald traurig, wie noch nie ein solches vor den Ohren der Leute von Dribeer in dem Wald erklingen hatte.

Der Junker wohnte als Gast im obersten Stübchen im Mohren, der jetzt dem Bürgermeister gehörte. Auguste und ihre Magd hausten wieder versteckt im alten Winkel und waren froh, daß der Herr Sohn anderswo untergebracht war; denn er tat gleich spöttisch. Sie trauten ihm nichts Gutes zu und hielten all seine Reden für Lügen, mit denen er das ganze Städtchen zum Narren halte. Er ging oft in Trinkstuben, die von den allgeringsten Leuten besucht wurden, zeigte, daß er sich hier am besten zurecht fände, war bei jeder Schlägerei dabei und spielte sich dann vor dem Räte auf, als ob er Ordnung schaffe. Zuerst wurde er darob gerühmt; bald aber schwieg der Rat, und mancher zweifelte an den Tugenden des Helden, besonders, als eines Morgens ein guter treuer Nachtwächter erstochen auf der Straße gefunden wurde. Niemand wollte davon etwas wissen oder gar den neuen Junker verdächtigen; der könnte zu sehr aufbrausen und war bei den Weibern trotz allem in hohem Ansehen. Er hoffierte bei allen Bürgerstöchern und stach alle andern Söhne aus, was der modischen Kleidung zugeschrieben wurde. Darob kam die ehrsame Zunft der Schneider in große Bedrängnis. Sie sollten auch enge Hosen machen, und kein Wams war mehr gut genug. Zuerst gaben sie sich alle erdenkliche Mühe, sie schnitten, nähten und bügelten Tag und Nacht — aber alles umsonst! Haufen des heischen Luches wurden nutzlos zerstückt; nichts paßte, und sie konnten in der Verzweiflung bald nichts mehr richtig machen, weder die modischen noch die alten Kleider. Die Bürgersöhne fluchten, die Weiber schimpften und spotteten. Die Schneider beschloßen, eine besondere Versammlung zu halten und zu beraten, wie dem Glend zu steuern sei. Ihr Zunfthaus war nahe beim Mohren, ausgestattet mit einer Reihe kleiner Fenster und einem breiten, vorspringenden Erker, an dem ihr Wappen, eine große, gesperrte Schere, neben Schnörkeln prangte. Es hieß, im Erker hätten sieben Schneider Platz, aber nur ein Ratsherr; denn sie waren dünne Leute, denen kein Fischessen was antat, und je älter sie wurden, desto mehr schwanden sie auf ihren Stühlen am breiten Tisch, bis unvermerkt der Tod den einen und den andern herausholte und über dem leeren Lederstiz nur noch der Schatten eines kurzen Angedenkens ruhte, den ein neu eintretendes, junges Zunftmitglied leicht verschuchte durch seine noch beträchtliche Körperlichkeit. Nur einer machte eine Ausnahme. Das war der Zunftmeister. Der saß zu oberst an der Tafel, hatte einen breiten Lehnstuhl und konnte, wenn es sein mußte, den



Schneidererker ganz allein füllen; er brauchte nur den Kopf zu drehen, um durch alle drei Fenster hinaus zu schauen. Dadurch gab er der Zunft ein erhöhtes Ansehen und ward wohl in Ehren gehalten. Sie zahlten ihm jeden Ueberlaß, wenn er über Bangigkeit klagte. Ohne ihn hätten sich die Schneider in ihrer Bedrängnis kaum mehr zu helfen gewußt; sie rechneten darauf, daß er vor Rat und Stadt durchzusetzen wisse, was ihrem Gewerbe not tat. Sie sprachen von einer Verordnung, die er sich schon ersonnen habe, die streng mit hohen Bußen denen drohe, die fremden, hoffärtigen Blunder tragen, und der Schneiderzunft gebiete, althergebrachter Weise die Kleider der ehrsamten Bürger zurechtzuschneiden und zu nähen mit dickem Zwirn. Solcherlei wisperten die Schneiderlein, bis der dicke Meister seinen Platz einnahm am langen Tisch und alle sich setzen hieß und vorerst hören wollte, was seine Leute zu sagen hätten. Der eine klagte wider des Junkers, des giftigen Föfkleins hochmütiges Benehmen, der andere drohte, er wolle ihm seine scheckigen Feszen verbrennen, und das kleinste, bissigste Schneiderlein, das seine Worte herschnappte, als rede es mit seiner großen Schere, verlangte gleich, daß man den Landsfahrer fange, binde und ersäufe. Vor dem Zappeln im Wasser hatte es nämlich eine große Angst, seit es im Galgensee einmal vor dem Fischeßen zu schwimmen versucht hatte, dabei seiner Magerkeit wegen, rasch sank und nur mit Not gerettet werden konnte. Dem allem hörte der Zunftmeister ruhig zu. Er schaute, wie die Lichter brannten, und dachte, wie er seine Rede halten wollte, als er vor den Fenstern draußen etwas sich regen hörte und hinblickte, was es im Dunkel denn geben könnte. Er erkannte gleich den Teufel, der hereinschaute, tanzte und drohte, und zwar modisch gekleidet in der verhassten Tracht. Der Zunftmeister wurde rot vor Wut und Schrecken und fiel vom Sitz in schwerem Fall zu Boden. Alle Schneider schrieten auf, rannten in den hintersten Winkel, zitterten und bangten vor dem Spuk. Der Böse flog vor allen Fenstern ihrer Stube hin und her, bis er plötzlich davonfuhr und verschwand. Da stürmten sie hinaus, die Treppe hinab und machten auf der Straße in der Nacht großes Geschrei und taten allerorten kund, der Junker, der Schnapphahn, sei mit dem Teufel im Bunde, er übe der Hölle böse Künste und bedrohe die ganze Stadt mit Verderben. Bewaffnete rotteten sich zusammen, mit Fackeln und Spießen kamen sie vor den Mühren, pochten und begehrten Einlaß. Der Bürgermeister erschien am Fenster,

hörte vom Tode des Schneidermeisters, dachte, es könnte ihm auch noch also gehen, besonders, da er wegen des Hauses noch nicht mit Föfklein einig geworden war, und ließ die Kriegsknechte ein, den gefährlichen Junker herauszuholen. Der wollte von allem nichts wissen, schnaubte und hieb um sich, wurde aber doch gefangen, gebunden und in den Turm gebracht.

Da saß nun der Junker hinter Tür und Riegel im dunkeln Verließ. Die Gedanken über sein Leben und Treiben wollten sich nicht verscheuchen lassen, und unausgesetzt durchliefen sie seine Erinnerungen, wie er einst mit dem Golde, das er in seines Vaters Ruhelassen gefunden hatte, von Dribeer fortgezogen, um frei seinen Abenteuern zu leben, wie er in leichtfertiger Gesellschaft lebte und prunkte, wie er mit dem Rest seines Geldes sich raublustiges Gefindel warb und listige und gefährliche Ueberfälle auf reisende Kaufleute unternahm, viel zusammenraffte und gefürchtet und verfolgt wurde, aber doch immer zu entweichen wußte durch Kniffe und kühne rasche Entschlossenheit. Ein mächtiger Fürst nahm ihn in seine Dienste, und schon kostete das Föfklein Macht und Ehre. Da ereiferte er sich ob eines Weibes, ließ sich gegen einen verdächtigen Rivalen hinreißen und streckte ihn zu Tode, daß er eilig fliehen mußte, und hier nun ließ er sich fangen wegen eitler Dummheiten. Er hätte den Kopf gegen die Mauer rennen mögen, das Narrenzeug mit dem Teufel gespielt zu haben. Wie ein Rater war er über das Dach geklettert und hatte am Seil die Puppe hampeln lassen. Von hohen Plänen in der reichen Fremde hatte ihn das heimtückische Geschick in eine schmachliche Falle zum Spott der neidischen Bürger gelockt. Wäre er seinen Verfolgern erlegen, da er aus Habgucht mordete, oder hätte ihn sein Herr erdolchen lassen, er hätte solches weit eher erträglich gefunden. Er höhnte die Gerechtigkeit, die sich zu solchen Schlingen erniedrige, er tobte und ärgerte sich, verlor alle Zuversicht und schmähete Welt und Gott.

Am nächsten Tage war hohes Gericht, und Dribeer bot alles auf, daß alten Weisungen Genüge geschah. Das Rathaus war an allen Ecken und vor Tor und Türen wohl bewacht von Metzgerburschen in Eisenhauben mit Schlachtschwertern in der Hand. Viel Volk drängte sich in den engen Gäßchen hin und her, schlich um den finstern Turm und deutete auf die kleinen Gitterfenster, wo der böse Uebelthäter saß, und sprach von strengem Urteil, Galgen, Schwert und Rad. Derweil waltete drinnen das Gericht vor der Ratsstube in der langen Halle, an deren Ge-

wölbe die Sonne und die Sterne gemalt waren, die golden herabblinkten zwischen den in spitzen Bogen sich trefsenden Nischen, in welche die Säulen, die das Zelte trugen, verliefen. An der Mauer war ein steinerner Sitz, erhöht durch einige Stufen für den Richter, über dessen Haupt der gebrochene Ast einer alten Eiche aus der Mauer hervorgrünte. Zu beiden Seiten saßen auf Bänken die Schöffen, weiße Männer, aus alten Ueberlieferungen des Rechtes kundig. Der Älteste des Rates übergab dem Richter ein weißes Stäbchen, einen frisch geschälten jungen Trieb der Eiche, daß er es halte aufrecht in seiner Hand und aus Kraft der Freiheiten löblicher Stadt richte über Hals und Leib. Viele Bürger und auch freie Bauern standen in der Halle, dem Gericht zuzuhören. Der Richter, ein ernster Mann mit dunkeln rollenden Augen, sprach den Bann des Gerichtes, daß niemand spreche, es sei denn für oder gegen das Urteil, und hieß den Kläger die Sache vorbringen, über die zu sitzen und zu richten sei. Der Stadtschreiber, der zunächst beim Gerichte saß an einem kleinen Pultchen, das man ihm hingestellt hatte, da er gemäß seiner gelehrten Rechtskunde der Stadt dienen wollte, verlas seine Klageschrift wider den armen Menschen mit Namen Junker Jost, der großes Uebel begangen habe und dessen überwiesen sei. Die ganze Schneiderzunft trat als Zeuge auf in einem Trüppchen, und der Längste unter ihnen, der aus ihrer Mitte hervorragte, bezugte Teufelei und arglistige Mordtat, und alle riefen: „Wehe, wehe über den Bösewicht!“ Dann fuhr der hochgelehrte Schreiber fort und verließ sich in einer gründlichen Betrachtung und Untersuchung über die Todesarten, die das Recht vorsehe, wies nach, daß Galgen und Schwert hier nicht genügen, daß sie anzuwenden ein Fehler wäre; man möge daher einen Holzstoß errichten und den Sünder durch die Flammen peinigen, da er seine Hilfe aus der Hölle holte, die rot in Feuer glühe. Dabei geriet das Schreiberlein in einen wahren Eifer für die Vorzüge des Flammentodes und hoffte sich durch dessen Vorführung und Durchsetzung einen ordentlichen Ruhm zu gewinnen. Die Schöffen hörten ihn ruhig an und gingen dann in die Ratsstube hinüber, um zu beraten. Die jüngern Schöffen hätten sich beinahe durch die gelehrten Beweise blenden lassen; doch da sprach ein ergrauter Mann, der dicke Schneidermeister sei wohl im Schrecken ob des schändlichen Spukes erstickt und also sei der Uebeltäter zu hängen, daß er in schmähtlichem Tode seine Untat büße. Da dachten auch die übrigen, ihr schöner Galgen habe sich schon lange nicht mehr er-

proben können, der bunte Junker würde dem dunkeln Holze zur Kurzweil wohl anstehen. Sie kamen feierlich zum Türchen wieder heraus an ihre Plätze beim Richter, und wie sie dieser nacheinander scharf und deutlich fragte, sprachen sie sich für den Galgen aus, worauf der Richter mit harter Stimme dieses Urteil verkündete, den Stab brach und weglegte. Dann erhob er sich samt den Schöffen, die die Bänke, auf denen sie gesessen hatten, umstürzten, den Seidenfaden, der in der Halle querüber den Platz des Gerichtes absperrte, zerrissen und beim Tone des wimmernden Armsünderglöckleins hinausstritten, mit bewaffneten Wächtern den Zug zu bilden, um den Verurteilten aus dem Turm zu holen und dem Henker zu überliefern. Des Urteils Vollzug hatte gleich zu geschehen, noch ehe die Sonne sank; dem Bösen durfte nicht noch die Frist einer dunkeln Nacht gelassen werden.

Unweit des Städtchens führte die holperige Straße an einigen Felsblöcken vorbei, um die ein kleiner, düsterer Föhrenwald lag. Hier pflegte der Henker sein Opfer zu übernehmen. Unversehens trat er hervor, faßte das Föcklein am Genick und führte es abseits mit sich aus der Mitte der Wachen. Es hatte den Griff erwartet, war aber doch zusammengesfahren. Wie es aber eine wenig rauhe Hand fühlte, schaute es um sich, sah den jungen Henker, mit dem es einst oft sich gebalgt hatte, und empfand einen tiefen Trost, als ihm der Pfaffe mit seinen vielen Worten je einzureden vermocht hätte. Im stillen Waldwinkel taten sie zusammen den letzten Trunk, der jedem Verurteilten noch gewährt wurde. An des Freundes Brust beichtete das Föcklein sein wildes, verworrenes Leben voll Gewalt, Ehrgeiz und Spott. Der junge Henker durchlebte in der Einfalt seiner Gedanken die Schrecken mit, fühlte sich gefestigt, seines Amtes zu walten, und entsetzte sich ob der bösen Schandtaten. Darob zuckte es spöttisch um den Mund des schlimmen Junkers, und der rote Wein und die rauschenden Winde, die über sie wegzogen, weckten seinen Uebermut, und er sann nach, wie er den Schneidern noch was auf den Heimweg mitgeben konnte; denn er hatte beim Galgen noch das Recht eines Wunsches. Da wollte er ihnen das kräftige Versprechen tun, in ihrer heimeligen Zunftstube noch des öftern mit tüchtigen Gesellen der Hölle zu Besuche zu erscheinen, zu feurig freundschaftlichem Handschlag oder um ihnen auf die Beine zu helfen. Dieser Streich war denn auch des Bösewichts Trost im Sterben. Am Abend umflogen die Raben den bunten Galgenvogel am vereinsamten dunkeln See — — — —

(Fortsetzung folgt).

## Der gute Tag.

Ob schon die Lerchen steigen?	Mein Wollen scheint Vollbringen	Mein Kindlein kam vorüber
Was sonst wohl schuld sein mag?	Und kein Gedanke zagt,	Und sah mich lächelnd an,
Mir ist zu Mut so eigen:	Als müßt mir heut gelingen,	Als wunderte sich's über
Ein Glück klingt durch den Tag!	Was immer ich gewagt.	Mich frohgemuten Mann.

Und immer hör' ich's gehen  
Wie fernen Lerchenschlag —  
Ich weiß nicht, was geschehen:  
Ein Glück klingt durch den Tag!

Ernst Zahn, Göttingen.